

Daniel Walther

Von Gottesferne und Friedensgebeten

Momentan scheint Frieden wieder unerreichbar. Doch nicht nur die andauernden und wieder ausgebrochenen Kriege, sondern auch die erhofften Friedensschlüsse werden für die meisten Betroffenen schmerzlich sein. Das kann man allenfalls ahnen. Der Erleichterung über das Schweigen der Waffen folgt das Bewusstsein für das, was verloren ist. Dass dem Frieden ein Kriegstrauma vorausgeht, ist eine Menschheitserfahrung. Sonst wäre Frieden keine derartige Aufgabe.

Nun sind Liturgien des Friedens (an)gefragt. Denn welche Wunderkraft hatte einst die Friedensliturgie. Hat es nicht schon einmal funktioniert, dass aus Friedensgebeten und dem Ruf „Keine Gewalt“ eine unwahrscheinliche, friedliche Revolution hervorgegangen ist? Aber auch hier lässt sich ahnen: Eine Wiederholung wird so nicht stattfinden. Denn der Krieg ist schon da. Und Geschichte wiederholt sich nicht, jedenfalls nicht nach Skript, sondern ist der offenen unabschließbaren Wirklichkeit ausgesetzt. Das bedeutet aber in keinem Fall, dass wir damit von der Erinnerungsarbeit entlastet sind – im Gegenteil – wir müssen uns genau erinnern! An das, was sich an den ewigen Leiden und Gräueltaten eben doch wiederholt und auch an das, wovor man hierzulande gerade bewahrt bleibt.

Manchmal ist der Friedensschluss schon im Kleinen, im familiären Nahbereich kaum vorstellbar. Schiere, reine Kinderwut und die absolute Gewissheit, ungerecht behandelt worden zu sein. So dass man es vergelten will: „Es soll Gerechtigkeit geschehen und gehe auch die Welt daran zugrunde“. Nicht auszumalen, wenn jemand, der im Besitz von Massenvernichtungswaffen ist, dieser Forderung von Michael Kohlhaas bis zuletzt nachgehen würde. In der Kinderstube wird bei weiterer Eskalation im besten Falle irgendwann ein Machtwort der Eltern gesprochen. Eine dritte, schlichtende, nicht immer neutrale Instanz, die den Frieden auch gegen den Willen der Kontrahent*innen durchzusetzen vermag. Eine Instanz, die diejenigen, die den Streit und den Schaden angerichtet

haben, mitunter straffrei davonkommen lässt oder den ungerecht Behandelten noch zu Kompensationsleistungen verdonnert. Aber es ist erstmal Ruhe. Noch kein echter Frieden, aber die Waffen schweigen, notgedrungen. Und es bleibt mitunter nur noch die Wut und vor Fassungslosigkeit, ins Kopfkissen zu schreien. Gerecht ist das nicht, aber eine wertvolle Erfahrung auf dem Weg der Menschwerdung.

Kant konstatierte, dass der gegebene, natürliche Zustand des Menschen nicht der des Friedens, sondern der des Krieges sei. Zugleich befand er, dass es Krieg eigentlich gar nicht geben dürfte. Frieden muss stets in den Erwartungshorizont gerückt, erstritten, und gegebenenfalls auch beschützt werden. Der Krieg hingegen müsse mittels Institutionen unwahrscheinlich gemacht werden. In dem in Europa gerade wieder stattfindenden Krieg gibt es diese Institution nicht. So etwas ist schon im Familiären fatal, aber auf Völkerebene eine Menschheitskatastrophe: Der UN-Sicherheitsrat, der genau für solche Fälle eingerichtet wurde, wird ausgerechnet von der kriegsführenden Partei blockiert und erpresst.

Nun ist die höchste Instanz der Kirche nicht die UN, sondern das Wort Gottes. Doch auch Gott funktioniert nicht. Er greift weder evident in das Geschehen ein, noch bringt er die Waffen zum Schweigen. Im Gegenteil, Gott dient für einige gar als Legitimationsgrund für einen Angriffskrieg und wird von vielen Seiten für die eigenen Begehrlichkeiten und Sehnsüchte missbraucht. Das führt zur Frage: Wozu sollen Friedensgebete gut sein?

Luftholen und Einüben

Geht es im Gebet *nur* um eine Selbstverortung (vor Gott), wie Karl Barth meint? Das wäre schon allherhand! Denn dies würde bedeuten, dass man sich erst einmal bewusst werden muss, was genau man für sich und andere erbittet. Betrachtet man das Gebet auf diese Weise, wird es zum Ort einer Selbstaussleuchtung, richtiger: zu einem Sich-Ausleuchten-Lassen. Im besten Falle kann man hier für



Janna, 16 / Wintergoldhähnchen, Valérie Wagner, 2021
(www.valeriewagner.de, info@valeriewagner.de)

sich wohlwollend abtragen und aufdecken, was man sich im Kleineren und Größeren vorgemacht und zurechtgelegt hat. Gleichsam in einer Lebensbesichtigung einem Licht ausgesetzt, dem man nichts vorgaukeln kann.

Auf größere Kontexte angewandt, gehört es dazu, hier in Europa die eigene Verwicklung in die Geschehnisse zu erkennen. Zu sehen, wie Rohstoffhunger, Wohlstandsbedürfnis und Rebound-Effekte unserer wirtschaftsliberalen Gesellschaft dazu beitragen, jenes Militär zu finanzieren, das nun einen Angriffskrieg in Europa führt. Dabei weiß die Bibel: „Besser ein trockner Bissen mit Frieden als ein Haus voll Geschlachtetem mit Streit“ (Spr 17,1). Dieses reiche Haus Europa übersah die Spannungen an seiner Peripherie und wachte zu spät auf den Folgen seines Tuns auf. Es kann wehtun, wenn einem bewusst wird, an welchen Stellen man scheiterte.

Da all dies eine bloße Überforderung für ein schlichtes Friedensgebet sein kann, ist es nur

menschlich, dass wir uns Gott dann doch von Zeit zu Zeit im fast naiven Sinne herbeisehnen, auf dass Gott es endlich gut machen möge. Die vielfach zitierten Liebesgebote, das merken wir, sind wirkungslos, wenn sie als Imperativ in unseren Liturgien vorgebracht werden. Wie soll ich etwa jemanden auf Knopfdruck lieben; wie soll ich gar meinen Feind lieben, ohne mich so zu verrenken, dass es dabei zu psychischen Deformationen kommt? Das wäre der Untergang der Selbstbestimmung. Wie man aus der Geschichte lernen kann, können ganze Gesellschaften einem Stockholm-Syndrom erliegen und sich einem Aggressor im vorauseilenden Gehorsam anbieten und ihm damit erst seine Macht verleihen. Es gibt eine menschliche Neigung, die auch im Christlichen manchmal vorschnell kultiviert wird. Nämlich, sich mit dem Elend zu versöhnen, mit den Übeltätern zu verschwistern und dies dann sakral zu rechtfertigen.



Petra Oelker, Autorin, 73 / Feldlerche, Valérie Wagner, 2020
(www.valeriewagner.de, info@valeriewagner.de)

Daher geht es damals wie heute in den Friedensliturgien oft um schlichte Klage und die Verbalisierung von Ohnmachtsgefühlen, damit sich Luft verschafft werden kann angesichts der Katastrophen und Repressionen.

Daher geht es damals wie heute in den Friedensliturgien oft um schlichte Klage und die Verbalisierung von Ohnmachtsgefühlen, damit sich Luft verschafft werden kann angesichts der Katastrophen und Repressionen. So können auf gesundem Wege innere Ressourcen frei werden und reifen, um in ein selbstermächtigendes Handeln zu kommen. Eine Friedensliturgie ist so betrachtet keine Unternehmung, bei welcher unmittelbar mit Wirkungen zu rechnen ist: Sie ist mehr ein Luftholen und Einüben, und Bedingung für nachhaltiges Tun. Im Streit darüber, wie weit man in der Friedensarbeit in den Kirchen der DDR politisch gehen konnte, halfen manchmal nur noch Taizé-Gesänge, Stille und Gebet. Erst so konnte Friedensarbeit ihre Kraft und Nachhaltigkeit entfalten, ehe man im Streit auseinanderbrach. Liturgien haben nicht primär politische Intentionen, aber sie machen mitunter den entscheidenden Unterschied. Auch die Liturgien der DDR-Friedensbewegung mündeten (je nach Lesart) erst

nach einem guten Jahrzehnt in die friedliche Revolution.

Einfälle Gottes

Doch vielleicht fehlt Karl Barth und der akademischen Theologie manchmal die Fantasie, auf welchen Wegen Gott sich abseits dogmatisch gesicherter Topoi einzumischen weiß. So ist das Friedensgebet auch Ausdruck der mehr als notwendigen Hoffnung, dass Gott seinen Teil beiträgt und Friedenswege ermöglicht, die jede menschliche Vorstellung übersteigen. Ein Versuch vollständiger Plausibilisierung der Friedensliturgie würde ihr jede Wunderkraft und ihre kontrafaktische Wirkung nehmen. Daher sollte das Selbstverständnis einer Liturgie offen sein für Zufälle und Einfälle Gottes, die einen fundamental wirklichkeitsverändernden Einfluss haben – jenseits distinkter, empirischer Wahrnehmungen des Menschen.

Anders als zur Zeit der friedlichen Revolution betet man in Friedensgebeten heute aus der Distanz. Die Leiden des Krieges sind nicht unsere Lei-

den. Nach christlichem Verständnis ist Gott aber insbesondere bei jenen, die sich gerade in akuter Not befinden und deren Leben jetzt auf dem Spiel steht. Das kann bedeuten: Hier ist er nicht. Wir wissen nicht, wovor Gott uns stets bewahrt. Aber auch vor allzu großer Gottesnähe bewahre uns Gott. Gottesnähe bedeutet in diesem Sinne: Nun ist es bitterer Ernst. Darüber braucht es ein liturgisches Bewusstsein. Das Sich-Entziehende nimmt Menschen manchmal besonders in Anspruch. Auch diejenigen, die aus der Distanz beten. Denn es stimmt auch Folgendes: *Ubi caritas Deus ibi est*. Wo Barmherzigkeit waltet, da ist Gott zu finden. Diese Form des Anspruchs kommt nicht mit überwältigender Evidenz einher, der wir nicht ausweichen könnten, sondern er ist eine Anfrage an unsere Möglichkeiten, mit welchen wir uns neben caritativer Hilfe einzubringen vermögen. Und es steht auch geschrieben: „Rette den Bedrängten vor seinen Bedrängern; ein gerechtes Gericht sei dir nicht widerwärtig“ (Sir 4,9). Das ist ein Anspruch, dem sich eine christliche Friedensethik neben dem Liebesgebot stellen muss.

Man macht sich schuldig. Das ist eine christliche Einsicht. Entweder werden wir schuldig aufgrund unterlassener Hilfeleistung oder durch Machtausübung, die zu weiterer Eskalation und Opfern führen kann. Welches die richtige Option im Sinne eines Abwägens der Schadensminimierung ist, können wir nicht überblicken. Das ist das unauflösbare Dilemma, auf welches christliche Liturgie Ausdrucksformen und Responsivität schaffen muss. Friedensgebete haben viele Formen: Sie sind Dank- und Fürbittgebet, Schuldbekennnis und Orte der Entscheidung. Doch sie verfehlen ihr Gegenüber, sie verfehlen den Namen Gottes als

ihren Adressaten, wenn sie politisch relevant sein wollen. Spätestens dann, wenn ein Friedensgebet für die eigenen politischen Ansichten benutzt wird, kann es anstrengend und gar unerträglich werden.

Das Gebet darf, wenn wir Dietrich Bonhoeffer heranziehen, der bis zum äußersten gegangen ist, weder im stillen Kämmerlein noch im äußeren Schein demonstrativ sein.

Er schreibt: „So schließt der Glaube, aus dem ich bete, jede Reflexion, jede Demonstration aus. Das Gebet ist das schlechthin Verborgene.“

Der Krieg ist schon da, und es ist müßig über seine Verhinderung zu spekulieren. Daher wird in den Friedensliturgien der Zukunft ein christliches Proprium zum Tragen kommen müssen: *Vergebung*. Sie ist in der Natur der Sache übermenschlich. Wer im Krieg war, hat vielleicht Angehörige verloren, hat vielleicht die besten Jahre in Gefechten verbracht und soll nun dem Feind gegenübertreten und Frieden schließen. In diesem Zusammenhang ist Frieden akausal. Er vernachlässigt die Ausgangsbedingungen der Vergangenheit und die Gründe des Krieges. Der Theologe Miroslav Volf erkor die Figur der Umarmung nach seinen Erfahrungen im Kosovo-Krieg zur Versöhnungsmetapher. Eine Öffnung zum anderen hin, dann das Schließen der Arme und ein erneutes Öffnen, um loszulassen. Das sei der liturgische Akt des Versöhnens. „Frieden ist die Gemeinschaft ehemaliger Feinde“, nicht die Abwesenheit von Feinden. Es bleiben theologische Fragen: Was ist mit jenen die nicht mehr vergeben können, weil sie durch Kummer und Gewalt zugrunde gerichtet wurden? Oft kann Vergebung nur noch von Gott kommen. Das ist nur denkbar, wenn nicht wiedergutzumachendes Unrecht am anderen, als Unrecht an Gott verstanden wird. Gott selbst ist es der leidet. Gewalttäter kommen davon, Opfer erhalten keine vollständige Wiedergutmachung. Dieses Unrecht kann nur Gott tragen.

Wird Friedensliturgie zur Trauer-, Trost- und Versöhnungsarbeit, dann hat sie die Chance zu einer integrativen Form zu werden und gesellschaftsbildende Kraft zu entwickeln. In der Liturgie kann das ansonsten Unerreichbare gelingen, indem man sich bis hin zu jenem Moment vorantastet, in welchem *Frieden* im Namen Gottes sagbar wird. Frieden ist dann jener zarte Augenblick, an dem einer loslässt in Selbstüberwindung und mit hohem Risiko und Glaube im Lichte Gottes auf den anderen zugeht. Es gilt wach zu sein für die Momente, an denen Frieden sagbar wird. Friedensliturgien helfen Menschen, sich für diese fragilen Momente aufzuschließen.

Daniel Walther,

Wissenschaftlicher Mitarbeiter des
Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD
an der Universität Leipzig



Daniel Walther